

Shahrnush Parsipur

Frauen ohne
Männer

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1471 der Bibliothek Suhrkamp

Wie Shahrnush Parsipur in diesen Geschichten zupackt, ist überwältigend. Soviel Unerschrockenheitsmangesichts von Größe, Gewalt, Absurdität und Bosheit des Lebens, soviel schreckliche Klarheit und Schönheit. Jahre vor der Islamischen Revolution von 1979 fliehen fünf Teheraner Frauen mit den unterschiedlichsten Vorgeschichten aus ihrem Lebensunglück aufs Land. Sie geraten in ein Haus, das eine vermögende Frau sich nach der Trennung von ihrem Mann gekauft hat. Es wird zum Zufluchtsort. Ein prekäres Zusammenleben beginnt. Geschichten sind zu erzählen, Wunden zu heilen, Wünsche anzupacken. Nach einiger Zeit und vielen Turbulenzen zerstreuen sich die Frauen wieder: das Leben (und Sterben) geht weiter. Als Parsipur ihren Roman 1990 in Teheran veröffentlichte, wurde er umgehend verboten. 2009 wurde der Film *Women Without Men*, den Shirin Neshat nach dem Buch drehte, bei den Filmfestspielen in Venedig ausgezeichnet.

Shahrnush Parsipur Frauen ohne Männer

Roman

Mit einem Nachwort der Autorin

Aus dem Farsi
von Jutta Himmelreich

Suhrkamp Verlag

Titel der 1989 in Teheran veröffentlichten Originalausgabe:

Zanan bedun-e mardan

Das Nachwort schrieb die Autorin für die englischsprachige Ausgabe des Romans, die 2011 in New York bei The Feminist Press at the City University of New York erschien.



Erste Auflage dieser Ausgabe 2023

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2012

© 1989 by Shahrnush Parsipur

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24398-5

www.suhrkamp.de

Frauen ohne Männer

Mahdokht

Der Garten, von Mauern aus Lehmstroh umgeben, saftig grün, lag jenseits des Dorfes, am Fluß, der das Grundstück begrenzte. Es war ein Kirschgarten, mit sauren und süßen Kirschen. Auf dem Grundstück stand ein Wohngebäude, halb Land-, halb Stadthaus, mit drei Zimmern. Vor dem Haus befand sich ein Wasserbecken, voller Algen und Frösche. Rings um das Bassin war Kies gestreut, und unweit standen vereinzelte Weidenbäume. Nachmittags lag das dunkle Grün des Wassers mit dem hellen Grün der sich spiegelnden Weiden immer in lautlosem Wettstreit. Mahdokht stimmte das jedesmal traurig, weil sie Streiterei überhaupt nicht mochte. Einfach und unkompliziert wie sie war, wünschte sie, alle und alles sollten sich miteinander vertragen, selbst die Myriaden von Grüntönen dieser Welt.

So ruhige Farben, gewiß, und doch . . ., dachte sie.

Unter einem der Bäume stand, mit zweien ihrer vier Beine auf der Einfassung des Beckenrands, eine Bank, die auf dem glitschigen Untergrund jederzeit ins Wasser rutschen konnte. Auf dieser Bank saß Mahdokht und betrachtete das Wasser, die Spiegelbilder der Weiden in ihrem Streit, und das Blau des Himmels, das sich meist nachmittags machtvoll über diesem grünen Reigen erhob und Mahdokht wie der höchste Richter vorkam.

Wenn Mahdokht im Winter strickte oder erwog, Französisch zu lernen oder die Welt zu bereisen, dann deshalb, weil man in der Kälte gesunde Luft atmen konnte. Im Sommer hingegen war's damit vorbei. Denn der Sommer war voller Rauch und

Dunst und Staub, und es wimmelte von Autos und Menschen. Dazu diese großen, traurigen Fensterscheiben, die die stechende Sonne hereinließen.

Warum, zum Teufel, begreifen sie nicht, daß solche Fenster in unserem Land nichts taugen?

Das fragte sich Mahdokht und war auch deshalb schlecht gelaunt, weil sie der Einladung ihres älteren Bruders Huschang Khan notgedrungen gefolgt und hierher in den Garten gekommen war, wo ihr nun nichts anderes übrigblieb, als den Lärm der Kinder zu ertragen, die den lieben langen Tag Geschrei machten, sich die Bäuche mit Kirschen vollschlugen, allabendlich Durchfall bekamen und nächtelang Joghurt aßen.

»Das ist Joghurt aus dem Dorf.«

»Ausgezeichnet, ja.«

Die Kinder froren ununterbrochen, sie waren bleich, obwohl sie für ihr Alter zuviel aßen, so viel, bis es ihnen zu den Ohren rauskam, wie ihre Mutter das nannte.

In Mahdokhts Anfangszeit als Lehrerin pflegte Herr Ehteschami zu ihr zu sagen: »Fräulein Parhami, legen Sie das Heft bitte dort drüben hin ... Fräulein Parhami, bitte läuten Sie zur Pause ... Fräulein Parhami, reden Sie mit dieser Soghra, ich verstehe einfach nicht, was sie will ...« Herr Ehteschami hätte sich gern als Direktor und sie als seine Stellvertreterin gesehen. Was gewiß nicht das Schlechteste gewesen wäre. Eines Tages aber hatte Herr Ehteschami sie gefragt: »Fräulein Parhami, möchten Sie heute abend mit mir ins Kino gehen? Es läuft ein guter Film.«

Mahdokht war kreidebleich geworden. Wie sollte sie auf diese Kränkung reagieren? Was dachte sich dieser Kerl? Für wen hielt er sie? Was wollte er wirklich? Nun wurde Mahdokht auch klar,

warum das Lächeln in den Gesichtern ihrer Kolleginnen jedesmal erstarb, wenn Herr Ehteschami mit ihr sprach. Die Kolleginnen hatten also gewisse Vermutungen. Doch wie falsch sie lagen, das würde Mahdokht ihnen zeigen, allen würde sie zeigen, was in ihr steckte, wer sie wirklich war. Sie kam einfach nicht mehr zur Schule. Im Jahr darauf, als sie erfuhr, daß Herr Ehteschami Fräulein Ata'i, die Lehrerin für Geschichte und Geografie, geheiratet hatte, spürte sie, wie sich ihr Brustkorb verengte. Wie er so eng wurde, daß Mahdokht dachte, ihr Herz könne ihr jeden Augenblick aus dem Leib springen.

»Unser Vater hat einfach zuviel Geld hinterlassen.«

So war's. Im Jahr darauf strickte sie den ganzen Winter über. Sie strickte für die beiden ersten Kinder ihres Bruders Huschang Khan, die damals gerade laufen lernten. Zehn Jahre später strickte sie für fünf Kinder.

»Mir ist völlig schleierhaft, warum sie so viel Nachwuchs in die Welt setzen.«

Woraufhin Huschang Khan erklärte: »Ich kann nichts dafür, ich mag Kinder eben, was soll ich machen.«

Tja, was soll er machen, wirklich, er hat ja recht, was soll er tun, dachte Mahdokht.

Sie hatte kürzlich einen Film mit Julie Andrews gesehen, in dem Julie mit einem Österreicher verlobt war, Vater von sieben Kindern, die er mit Pfiffen herumkommandierte. Schließlich heiratete er Julie. Sie hatte ja eigentlich ins Kloster gehen und Nonne werden wollen, sich dann aber doch entschieden, den Österreicher zu heiraten, weil sie das achte Kind erwartete. Das schien die bessere Lösung, zumal die Deutschen im Anmarsch waren und alles Schlag auf Schlag ging.

Ich bin wie Julie.

Mahdokht hatte recht. Sie war wie Julie. Beim Anblick einer Ameise mit gebrochenem Bein konnte sie sich die Augen ausweinen. Viermal schon hatte sie die ausgehungerten Straßenkötter hier gefüttert, und dem Schuldiener hatte sie ihren neuen Wintermantel vermacht. Dreimal war sie ins Waisenhaus gegangen, als sie noch Lehrerin war, im Rahmen der regelmäßigen Besuche öffentlicher Einrichtungen, und hatte den Kindern jedesmal mehrere Kilo Süßigkeiten gebracht.

So liebe Kinder.

Sie hätte nichts dagegen gehabt, ein paar von ihnen zu sich zu nehmen. Was hätte dagegen gesprochen? Als ihre eigenen wären sie zumindest immer adrett gekleidet gewesen, die Nasen wären ihnen nicht gelaufen, und sie hätten das Wort Toilette nicht ständig in den Mund genommen.

Was wohl werden wird aus ihnen?

Eine schwierige Frage. Insbesondere, da die Regierung hin und wieder im Radio oder im Fernsehen verlauten ließ, man müsse sich diesbezüglich etwas einfallen lassen.

Sowohl die Regierung als auch Mahdokht sorgten sich um die Kinder. Was, wenn Mahdokht tausend Hände hätte und jede Woche fünfhundert Pullover stricken würde?

Mit je zwei Händen einen und mit tausend Händen fünfhundert.

Ein Mensch konnte aber keine tausend Hände haben, schon gar nicht Mahdokht, die den Winter liebte und nachmittags gern spazierenging. Wenn nun jeder Mensch tausend Hände hätte, würde es mindestens fünf Stunden dauern, tausend Handschuhe anzuziehen.

Nein, mit fünfhundert Händen nehmen wir fünfhundert Hand-

schuhe in je eine Hand und streifen sie uns über die anderen fünfhundert Hände. Höchstens drei Minuten.

Allzu problematisch ist das nicht. Dafür findet sich bald eine Lösung. Schließlich ist die Regierung zuständig. Soll die doch eine Pulloverstrickerei aufmachen.

Mahdokht ließ die Füße im Wasserbecken baumeln.

Als sie zum ersten Mal hier in den Garten gekommen war, war sie ans Ufer gegangen, in den Fluß gewatet, und sie hatte das eiskalte Wasser ihre Waden umspülen lassen. Lange hatte sie damals nicht im Wasser bleiben können, um sich nicht zu erkälten. Nun zog sie ihre Schuhe wieder an und ging zum Gewächshaus. Die Tür stand offen, und die feuchte Hitze drinnen war noch sommerlicher als der Sommer draußen. Herr Ehteschami hatte vor Jahren gesagt, es gäbe nichts Besseres, als tagsüber die feuchtwarme Luft eines Gewächshauses einzuatmen, da alle Pflanzen Sauerstoff produzierten. Er sagte das, obwohl das Gewächshaus damals leer war, weil alle Pflanzen bereits draußen standen. Mahdokht schlenderte den schmalen Gang im Gewächshaus entlang, betrachtete die staubigen Glasscheiben. Plötzlich Bewegungen und Atemgeräusche, leidenschaftlich, brennend, heiß, und der Geruch von Menschen.

Mahdokht erschrak fast zu Tode. Fati, das Mädchen für alles, fünfzehn Jahre jung, war im hintersten Winkel des Gewächshauses mit dem Gärtner Yadollah zugeange, dessen Anblick auch sonst schon die reinste Strafe war, mit seiner Glatze und seinen entzündeten Augen. In einem fort nur Stöhnen, Stöhnen, Stöhnen.

Mahdokht wurde schwarz vor Augen, ihr zitterten die Knie.

Sie suchte Halt an einer Blumenbank. Doch sie konnte den Blick nicht abwenden. Sie schaute und schaute, bis die beiden sie sahen. Der Mann hatte zu jaulen begonnen. Vergeblich versuchte er, sich von dem Mädchen zu lösen. Schlug blindlings auf das Kind ein. Fatis Blick und ihr Arm, nach Mahdokht ausgestreckt. Mahdokht stürzte ins Freie, erschüttert, verstört. Wie benommen ging sie zum Wasserbecken, ihr war speiübel. Unwillkürlich wusch sie sich die Hände, setzte sich auf die Bank am Beckenrand.

Was mach ich jetzt bloß?

In der ersten Aufregung war sie versucht, Huschang Khan und seiner Frau alles zu erzählen. Ihnen hatte man das Mädchen schließlich anvertraut.

Erst fünfzehn, und schon mißraten . . .

Huschang würde Fati windelweich schlagen, ganz bestimmt, und sie dann aus dem Haus jagen. Ihre Brüder würden sie garantiert umbringen.

Was tun?

Mahdokht hätte am liebsten auf der Stelle ihre Koffer gepackt und wäre nach Teheran zurückgegangen. Das wäre jedenfalls besser als ständig diese Aufregung.

Also?

Sie war unschlüssig, sah sich aber gezwungen, nochmals zum Gewächshaus zu gehen. Der Schreck saß ihr noch in den Gliedern. Das Mädchen, den Tschador linksherum übergestreift, das Gesicht rot und zerkratzt, kam unterwürfig auf sie zu.

»Khanum Dschan«, flehte Fati und warf sich Mahdokht zu Füßen.

Sie winselt wie ein Hund, dachte Mahdokht. Laut sagte sie:

»Hau ab, du Stück Dreck.«

»Nein, Khanum Dschan, bei Gott, ich bin bereit, für Sie zu sterben. Ich opfere mich für Sie, beim Allmächtigen.«

»Halt den Mund. Geh mir aus den Augen.«

»Möge der Allmächtige mir all Ihren Kummer aufbürden. Wenn Sie es meiner Mutter sagen, bringt sie mich um.«

»Wer sagt denn, daß ich was sage?«

»Ich schwöre bei Gott, er wird um meine Hand anhalten. Gleich morgen wird er's der Herrschaft sagen.«

Mahdokht mußte versprechen, Stillschweigen zu bewahren, damit das Kind endlich von ihr abließ. Ein widerliches Gefühl, Fatis Hände an ihren Füßen. Das Mädchen, am Boden zerstört, schlich zurück zum Haus. Mahdokht holte tief Luft, hielt mit Mühe ihre Tränen zurück.

Mittlerweile waren drei Monate ins Land gegangen. Der Sommer wäre in wenigen Tagen vorüber. Heute wollten sie in die Stadt zurückkehren, und niemand konnte sich erklären, warum der Gärtner urplötzlich gekündigt hatte. »Seltsam«, wunderte sich Huschang Khan, »er hat doch selbst hundertmal gesagt, er geht nicht.«

Es mußte also ein neuer Aufseher her, damit der Garten während ihrer Abwesenheit im Winter nicht in fremde Hände fiel.

Wildfremdes Pack könnte im Handumdrehen vier Bänke am Fluß aufstellen und sie am Wochenende, freitags, für dreißig Toman an den letzten Abschaum vermieten. Huschang Khans Argument überzeugte sie alle.

Fatis schrilles Lachen drang vom anderen Ende des Gartens herüber. Sie spielte draußen mit den Kindern, und Gott allein wußte, was für Spiele sie ihnen beibrachte. Mahdokht schritt

in ihrem Zimmer auf und ab, hämmerte mit den Fäusten gegen Tür und Wände. Sie machte sich Sorgen um die Kinder.

Hoffentlich ist sie jetzt schwanger, dann bringen sie sie um, dachte Mahdokht.

Eine Schwangerschaft wäre gut. Alle ihre Brüder würden sich auf sie stürzen, und sie käme unter ihren Fäusten und Füßen zu Tode. Welch ein Segen. Dann würden die Kinder nicht verdorben. Und plötzlich schoß es ihr durch den Kopf:

Meine Jungfräulichkeit ist wie ein Baum. Sie mußte in den Spiegel schauen, mußte ihr Gesicht betrachten.

Vielleicht bin ich ja deshalb so grün.

Ihr fahles Gesicht war gelblich grün. Sie hatte Schatten unter den Augen, und auf ihrer Stirn zeichneten sich Adern ab.

»Wie kalt Sie sind. Wie Eis«, hatte Herr Ehteschami gesagt.

Nicht wie Eis, dachte sie. Ich bin ein Baum.

Sie könnte sich in die Erde pflanzen.

Ich bin kein Samenkorn. Ich bin ein Baum. Ich muß mich selbst einpflanzen.

Wie sollte sie Huschang Khan das erklären? Sie würde sagen: Bruderherz, komm, laß uns ganz versöhnlich etwas miteinander bereden. Du weißt ja, daß Fabriken das Pulloverstricken übernehmen. Wenn sie das aber sagte, würde sie ihm auch die tausend Hände erklären müssen. Die Hände würde sie unmöglich erklären können. Die würde Huschang Khan nie verstehen. Wie konnte sie sagen, daß es, wenn tausend Fabriken Pullover strickten, nicht mehr nötig wäre, mit der Hand zu stricken.

Sie würde es ihm wohl oder übel sagen müssen, wenn sie im Garten bleiben und sich zu Winteranfang einpflanzen wollte. Sie würde sich bei den Gärtnern nach der günstigsten Pflanz-

zeit für Bäume erkundigen. Daß sie es nicht wußte, war nicht tragisch. Sie würde hier bleiben und sich einpflanzen. Vielleicht würde tatsächlich ein Baum aus ihr. Sie wollte am Flußufer wachsen und Blätter bekommen, grüner als der Algenschlamm, und den Wettstreit mit dem Wasserbecken aufnehmen. Wenn ein Baum aus ihr würde, wenn sie ein Baum würde, würde sie Samen abwerfen, unzählige Samen würde sie hervorbringen. Die würde sie dem Wind anvertrauen, ein Garten voller Mahdokhts. Sämtliche Sauer- und Süßkirschbäume würde man verpflanzen müssen, damit Mahdokht wachsen könnte. Mahdokht würde wachsen.

Sie würde Tausende und Abertausende Äste und Zweige haben. Sie würde Beziehungen knüpfen in alle Welt, und bald stünde die ganze Erde voller Mahdokht-Bäume. Die Amerikaner würden ihre Schößlinge kaufen und sie nach Kalifornien oder in kältere Regionen mitnehmen. Ein Mahdokht-Wald. Sie würden ihn bestimmt Mahdkat-Wald nennen. Mit der Zeit würden sie ihren Namen so oft sagen, daß er mancherorts zu Medok oder zu Maddock würde. Und vierhundert Jahre später würden die Sprachforscher, mit vor Eifer geschwollenen Hälsen, über sie debattieren und nachweisen, daß sowohl Medok als auch Maddock sich aus der gemeinsamen Wurzel Madeek herleiteten, die afrikanischen Ursprungs sei. Woraufhin Biologen argumentieren würden, ein Baum, der in kalten Breiten wachse, könne in Afrika nicht gedeihen.

Mahdokht schlug ihren Kopf gegen die Wand, gegen die Wand, wieder und wieder, so lange, bis sie in Tränen ausbrach. Und während sie schluchzte und weinte, kam ihr in den Sinn, daß sie dieses Jahr unbedingt eine Afrikareise machen müßte. Sie

würde nach Afrika fahren, um dort zu wachsen. Sie wollte in einem warmen Land wachsen. Das war ihr Herzenswunsch, und immer ist es ja das Herz, das einen in den Wahnsinn treibt.

Faezeh

Um sechzehn Uhr, am 25. August 1953, traf Faezeh nach Tagen des Zögerns und Zauderns eine Entscheidung. Schweigen hatte keinen Sinn mehr. Alles wäre vergebens, wenn sie noch länger warten würde. Sie mußte jetzt um ihr Recht kämpfen. Dennoch brauchte sie, obwohl sie schier überschäumte vor Tatkraft, eine ganze Stunde, um sich anzukleiden. Langsam streifte sie die Strümpfe über, legte ihr Hauskleid ab, zog Rock und Bluse aus leichter Baumwolle an. Dabei dachte sie ein ums andere Mal, daß Amir Khan wohl auch dort sein würde. Bei dieser Vorstellung wurde ihr ganz heiß, von Kopf bis Fuß.

Wenn Amir Khan dort wäre, würde sie ganz gewiß nicht unbefangen reden können. Amir Khans Anwesenheit würde ihr die Sprache verschlagen. Wieder würde sie alles für sich behalten müssen, das Zaudern und Zögern ginge von vorne los. Bisher war jedesmal, wenn sie darüber hatte sprechen wollen, irgend etwas dazwischengekommen, und sie war wieder ins Grübeln geraten, von Zweifeln geplagt, hin und her gerissen zwischen sagen und nichts sagen. Ich werde alt, sagte sie zu sich selbst, während sie sich vor dem Spiegel das Gesicht puderte. Achtundzwanzig Jahre und zwei Monate ihres Lebens waren nun schon ins Land gegangen. Natürlich war sie nicht alt, nur erschöpft.

Sie zog Schuhe an, nahm ihre Handtasche und ging nach unten. Naneh Dschan, die Großmutter, saß auf der Bank im Hof

und starrte aufs Wasserbecken. Faezehs klappernde Absätze rissen sie aus ihren Gedanken.

»Gehst du aus?«

»Ja.«

»Keine vernünftige Idee, Kind. Bei allem, was da draußen los ist.«

Im Nachbarhaus lief das Radio, man hörte es auch hier im Hof. Faezeh zögerte. Naneh Dschan hatte recht.

»Zieh wenigstens deinen Tschador über«, sagte sie.

Faezeh ging wortlos zurück nach oben, kramte aus dem Kleiderschrank den schwarzen Tschador hervor, den sie sonst nur zu Beerdigungen trug, trat vor den Spiegel und hüllte sich in den dunklen Stoff. Die weiten Falten des Seidenjersey machten sie zu einer unförmigen Tonne, die von allen Seiten gleich aussah. Wenn Amir Khan dort wäre, würde er sich ganz bestimmt über sie lustig machen. Faezeh mochte seine Neckereien zwar, verstand in diesem Punkt aber keinen Spaß.

Würde er sie scherzhaft fragen, warum sie nicht endlich heiratete, so könnte sie das ertragen, Witzeleien über ihren schwarzen Tschador aber wären ihr unangenehm. Vielleicht würde Faezeh sogar in Tränen ausbrechen, und vor Amirs Augen weinen wäre völlig unangebracht. Sei's drum, es führt kein Weg dran vorbei, dachte sie und ging wieder nach unten, diesmal mit Tschador. Naneh Dschan sprach kein Wort. Seit langem schon sagte sie niemandem mehr, was er zu tun oder zu lassen habe.

Faezeh trat auf die Straße, eine Nebenstraße. In einiger Entfernung war Lärm zu hören. Sie fand sofort ein Taxi, stieg ein, sagte: »Sezavar.«

Der Fahrer sah sie im Rückspiegel an, fuhr los, fragte: »Haben Sie keine Angst? Bei dem Tumult überall.«

»Mir bleibt nichts anderes übrig.«

Der Fahrer erklärte: »Ich muß einen kleinen Umweg fahren, auf der Hauptstraße komm ich nicht weiter. Zu gefährlich.«

»Kein Problem.«

Der Fahrer fuhr durch Nebenstraßen. An einer Kreuzung gerieten sie in einen kleinen Stau. Jemand stand mitten auf der Straße und stoppte den Verkehr. Mehrere Autos hielten bereits. Plötzlich sprang der Mann auf den Gehweg und lief davon. Ein anderer war ihm dicht auf den Fersen. Der Mann bog in eine Seitenstraße ein und verschwand. Der Stau löste sich rasch auf. Plötzlich sprang ein anderer Mann auf den Kofferraum des Taxis.

Er schlug mit einem Messer gegen die Heckscheibe. Faezeh sah nicht hin. Sie legte den Kopf auf die Knie und bereute jetzt, überhaupt aus dem Haus gegangen zu sein. Der Fahrer machte eine Vollbremsung, Faezehs Kopf stieß mit voller Wucht gegen den Vordersitz. Der Fahrer gab Gas, Faezeh wurde zurück in ihren Sitz geschleudert. Der Fremde stürzte auf den Asphalt. Der Fahrer sagte: »Ich hatte Sie ja gewarnt. Ich mach Schluß für heute.«

Faezeh schwieg. Der Fahrer schimpfte: »Meine verdammte Neugier mal wieder! Das hab ich nun davon. Meine bessere Hälfte hat mich ein dutzendmal beschworen: Bleib zu Hause.«

Faezeh saß wortlos da. Es war ihr unangenehm, daß der Fahrer sie im Rückspiegel ständig musterte. Sie wollte so schnell wie möglich raus aus dem Taxi.

Endlich waren sie am Ziel. Faezeh drückte dem Fahrer einen Zwei-Toman-Schein in die Hand und war von der Berührung so angewidert, daß sie nicht auf ihr Wechselgeld wartete. Hastig öffnete sie die Tür und sprang aus dem Wagen.